

Leseprobe aus:

**Ulla Lachauer**

# **Magdalenas Blau**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## Der Papierkorb

An einem Morgen vor sehr langer Zeit habe ich meine Mutter gefragt:

«Warum träume ich so oft vom Rascheln? Warum mag ich es so gern, wenn es irgendwo knistert?»

«Ganz einfach», hat sie gesagt. «Du bist als Kind schrecklich lebhaft gewesen. Um dich ruhig zu kriegen, haben wir dich in den vollen Papierkorb gesetzt. Da hast du alles Papier rausgeschmissen, zerknüllt oder zerrissen. Nachher brauchte man nur den Besen nehmen und Magdalena ins Bettchen legen.»

Mir ist heute ganz klar, warum. Weil ich so wenig gesehen habe. Ungefähr nach meiner zweiten Augenoperation muss das gewesen sein, ich war gerade sechzehn Monate alt. Normalerweise ist alles, was der Mensch vor seinem dritten Geburtstag erlebt, dem Erwachsenen nicht mehr zugänglich, so sagen die Gedächtnisforscher. Aber ich schwöre, etwas in mir erinnert sich an diesen Papierkorb unter Vaters Schreibtisch und an etwas Weiches, Haariges gleich daneben. «Ein Dachsfell!», hörte ich etwas später die Eltern sagen, ich war dem Papierkorbalter gerade entwachsen und begann, den Wörtern zu verfallen. Ich saß unter dem großen Schreibtisch auf dem Fußboden, wo mich, wie ich glaubte, keiner sah, und rief Wörter in die Stille: «Dachssssffell.» Das zischte ganz wunderbar in der Mitte, das gefiel mir. «Bachstelze» gehörte auch in die Gruppe der Laute, die ich liebte. Oder «Kekse», das knackte, da war so ein kleiner Luftzug, der im Rachen anfang und dann mächtig gegen die Zähne drängte. Aber «Dachsfell», diese dichte Folge von Konsonanten, war von allen das beste. Vielleicht weil sie dem Rascheln des Papiers ähnelt? Ich konnte das Wort viel schöner aussprechen als Vater und Mutter, bei ihnen klang es irgendwie flach. Für sie war das Wort nur eine

Mitteilung, eine mehr oder weniger bedeutungsvolle Sache. Dieses zum Beispiel versahen sie gern mit einem Ausrufezeichen. Anscheinend handelte es sich bei dem Dachsfell um eines der Dinge, die den Wert unserer Familie beweisen sollten. Als ich schon fast erwachsen war und den Geheimnissen, die mein Leben umgaben, auf der Spur, fand ich heraus: Es war gar kein Dach, es war ein toter Hund.

Im Rischel-Raschel des Papiers fühle ich mich bis heute geborgen. Töne aus Papier, in unendlichen Variationen, das war mein erstes großes Glück, und damit verbunden die helle, weiche Stimme meiner Mutter.

Meine Mutter hat mir berichtet, ich hätte schon früh ziemlich genau erfassen können, was um mich herum vorging. Wie ein hellwachtes, flinkes Tierchen war ich. Eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, kaum dass ich laufen konnte, war, mir eines der Sofakissen zu schnappen. Egal ob Samt oder Seide, und schwupp! saß ich auf der Treppe und bin vier Etagen bis zum Erdgeschoss runtergerutscht. Stufe für Stufe, nach acht Stufen kam immer ein Absatz. Das hat fürchterlich gerumpelt, daran hat meine Mutter gemerkt, dass ihre Tochter mal wieder unterwegs ist. Oft hat sie mich schon im dritten Stock erwischt und mich im Genick gepackt. Sie lachte, steckte mich an mit ihrem Lachen. Und ab in die Küche, wo ich bis auf weiteres unter Aufsicht war. Wenn ich mehr Glück hatte, ging meine Treppenreise bis ins Parterre. Unten angekommen, stand himmelhoch über mir eines der Wunderdinge dieses Hauses, ein auf dem Schlusspfeiler des Geländers angebrachter weißer, geschliffener Glasknauf. Er glitzerte, besonders bei Sonnenlicht. Wenn ich mich satt gesehen hatte, bin ich auf allen vieren, so leise es ging, wieder hochgekrabbel. Nicht nur wegen meiner Rutschpartien hat meine Mutter viele Ängste ausgestanden.

«Unsere Magdalena hat was mit den Äugle», sagten meine Eltern, wenn Fremde zu Besuch kamen.

«Armes Mädle!», hörte ich manchmal auf der Straße, wenn ich an Großvaters Hand spazieren ging.

Was hatten die Erwachsenen nur? Für mich war die Welt vollkommen in Ordnung. Ich sah doch! Vor dem Fenster im vierten Stock schimmerte es Grün, das waren die Bäume vom Freiburger Schlossberg. Kleine und größere, überragt von einer riesenhaften Kastanie, die im Sommer anders gefärbt war als im Herbst, im Winter nur eine dunkle Silhouette. Alle Menschen, glaubte ich, sehen Bäume so. Und sie erkennen einander vor allem an ihren Stimmen. Jede ist völlig anders, Mutter und Vater, Großvater und Tante Regina waren für mich mühelos zu unterscheiden, selbst wenn sie flüsterten oder sich nur räusperten. Außerdem roch jeder von ihnen anders.

Und dann gab es ja zur Orientierung die Farben. Mutters rote Strickjacke leuchtete, wenn sie sich mir näherte. Auf eine gewisse Entfernung waren sie da, das Rot und das Blau, Orange und Weiß, sprangen mich freundlich an oder belästigten mich. Ganz besonders verabscheute ich das komische Gelbgrün, in dem unser Treppenhaus gestrichen war. Umrisse von Menschen und Dingen nahm ich wahr, deutlich oder weniger deutlich, an einem hellen Morgen mehr, nachts gar nicht. Natürlich nicht, Nacht ist eben Nacht. Vater war dick, ein Zweizentnermann, der Großvater zierlich und ein wenig krumm. Dass ein Mensch einen anderen sehen kann, wenn dieser auf der gegenüberliegenden Straßenseite geht, wusste ich nicht. Auch nicht, dass man ein Gesicht aus der Nähe betrachten kann, wie verschieden Augenbrauen sein können, was Sommersprossen sind. Was für ein Spiel ist das «Mienen-Spiel», das die Erwachsenen manchmal erwähnten? Ich kannte es nicht, und mir fehlte es damals, in meiner Kindheit, nicht. Konnte ich doch alles, was ich brauchte. Zum Beispiel war ich sehr geschickt darin, auf dem Teller das größte Radiesle zu finden. Wenn ich mit der Hand darüberstrich, spürte

ich, welcher Stiel am höchsten war, und ich hatte das größte Knübbele erwischt.

In unserem Haus bewegte ich mich absolut sicher. Es hatte vier Stockwerke, nur eines wurde vermietet, ansonsten war es von Verwandten bewohnt. In der vornehmen Beletage lebten die Großeltern, oben unterm Dach wir, Johann und Else Eglin und ich, Magdalena Eglin. Bald nach meinem zweiten Geburtstag zogen wir ins Erdgeschoss um, so waren wir näher am Hinterhof, wo sich das Gärtchen befand und die Malerwerkstatt meines Großvaters, deren Chef nun mein Vater wurde.

Viel Platz für kindliche Abenteuer. Besonders aufregend war das Zimmer der Modistin, einer langjährigen Mieterin. Wenn sie Hüte änderte und der neuen Mode anpasste, war immer etwas übrig: buntes Ripsband, Schleifen und Schleierchen, das schenkte sie mir zum Spielen. In dem großen Haus gab es Zonen der Stille – im Sommer, wusste ich, würde mich auf dem Trockenboden niemand finden – und Orte, wo häufig Spannung in der Luft lag. Meistens konnte ich sie wittern, bevor das Geschrei losging, und rechtzeitig das Weite suchen. Ich erinnere mich an Worte, die mich den Kopf einziehen ließen, und an eine untergründige Traurigkeit.

Die Ursachen habe ich natürlich erst viel, viel später verstanden: Mein Großvater Daniel Eglin hatte als junger Mann, 1894, das Haus als Bauruine erworben und dafür sein ganzes Ersparnis, das er als wandernder Malergeselle verdient hatte, eingesetzt, zusätzlich eine Riesenhypothek aufgenommen. Er hatte es tatsächlich geschafft, nicht pleitezugehen, sich hochzuarbeiten, und war ein angesehener Malermeister geworden. Acht Gesellen und ein eigenes Haus in der Erasmusstraße, nach einer geradezu irrsinnigen Anstrengung ein gewaltiger gesellschaftlicher Aufstieg. Weil keine der drei Töchter einen Maler zum Mann nahm, musste schließlich der widerstrebende Sohn, Johann Eglin, das Erbe antreten – für meinen Vater lebenslang ein Unglück. Er hatte mittlere Reife gemacht,

eigentlich Buchhalter werden wollen. Sein Traum war, einer Gesellschaftsschicht zuzugehören, wo man saubere Hände hat.

Vater war herrisch, auch in der Familie, und reizbar. Ich kenne ihn nur so, selten habe ich ihn ruhig reden hören. «Magdalena, mach das! Mach es so, wie ich es dir sage, Magdalena!» Mir sind vor allem Befehle im Kopf geblieben.

Eines der hässlichen Wörter, die mit schöner Regelmäßigkeit durchs Haus flogen, lautete: «evangelisch». Am furchterregendsten wirkte es kombiniert mit anderen Wörtern. «Evangelische Schlampe!», kreischte meine Tante Regina über den Flur. Die zweitälteste Schwester meines Vaters lebte mit ihrer Familie im dritten Stock, Rufe von dort fürchtete ich sowieso. «Evangelisch» war meine Mutter Else gewesen. Sie war, während sie mich im Bauch trug, konvertiert, hatte sich im Kloster St. Lioba, nicht weit von hier, das Katholische angeeignet. Ihre evangelische Herkunft galt jedoch nach wie vor als Makel. In meiner väterlichen Verwandtschaft, bei den Eglins, blieb sie eine Fremde. Meine Tanten fingen immer wieder davon an, sie horchten mich aus: Ob meine Mutter uns mit Weihwasser besprenge? Ob sie zu Tisch bete, ob sie auch nicht fluche? Ich beantwortete alles wahrheitsgemäß. Eine seltsame Zeit: Bevor ich richtig von Gott wusste, wurde mir eingebläut, dass es zwei Glauben gab, einen rechten katholischen und einen falschen.

Und ich, Magdalena, war mit meiner ganzen Existenz in diesen Konflikt verwickelt. «Evangelische Schlampe!» ist in meinem Gedächtnis verbunden mit einem anderen Satz, den dieselbe Tante Regina Jahre später auf mich losließ: «Du bist unser Kreuz! Du bist die Strafe Gottes!» Das muss kurz nach dem Krieg gewesen sein, ich war damals in der Pubertät und tief getroffen. Sie wollte offenbar damit sagen, Gott hat meine Eltern für ihre Mischehe gestraft, indem er ihr erstes Kind mit einem Makel versah. Mein Lebtag werde ich diesen Satz

nicht verwinden, und würde ich hundert Jahre alt, nicht einmal tausend würden dazu ausreichen. Was kann ein Mensch auf einen solchen Satz entgegen? Nichts! Du kannst nur davor flüchten, du kannst versuchen, irgendwo Schutz zu finden.

«Katarakt» nennen die Mediziner den Makel, ein Wort, das ich mag, obwohl ich medizinische Bezeichnungen hasse. Katarakt: das altgriechische Wort für Wasserfall. In der Antike nahm man an, ein Mensch mit stark getrüübter Augenlinse sehe die Welt wie durch einen herabstürzenden Wasserfall. Eine andere Bezeichnung dafür ist «grauer Star». Wann und wie meine Eltern es damals bemerkten, weiß ich nicht genau. Beide werden traurig gewesen sein, besonders meine Mutter, denn sie hatte, bevor sie mit mir schwanger wurde, schon ein Kind verloren und war körperlich und seelisch angeschlagen. Sie stillte mich noch, als ich 1933, im Alter von sieben Monaten, zum ersten Mal in die Freiburger Augenklinik kam. Ein bekannter Arzt, der in Berlin studiert hatte und als Nazi galt, führte die Operation aus. Danach sah ich ein wenig besser, wird berichtet. Bei der zweiten Operation, mit sechzehn Monaten, sollte der sogenannte «Nachstar» entfernt werden. Ich habe mir immer vorgestellt, das ist so, wie wenn man einen Topf auskratzt und man noch einmal nachwischen muss, weil er noch nicht ganz sauber ist. Das Nachwischen misslang. «Das rechte Auge ist tot», sagte der Arzt zu meiner Mutter. Sie hat mir später diesen nüchternen, schockierenden Satz oft zitiert. Damals, nach der Diagnose des Scheiterns, haben meine Eltern davon abgesehen, das andere, linke Auge mit dem kleinen Sehrest nachoperieren zu lassen.

Mit dem bissle Augenlicht konnte ich viel anstellen. Die meisten Spiele, die ich liebte, waren Sehspiele. Wir hatten im Wohnzimmer auf dem Fußboden bunt gemustertes Linoleum und Fensterläden, die man mit Hilfe einer Stange auf und zu schieben konnte. Die kleinste Portion Helligkeit, die reinkam, das war ein Fleck, den ich «Lichtei» nannte. Mit etwas

Geschick konnte ich das Licht auf bestimmte Farbornamente am Boden lenken. Gegen zehn Uhr morgens kam die Sonne ins Wohnzimmer und blieb bis etwa zwölf Uhr da. Das war meine Zeit. Ich musste nur den Schemel vom Radio ans Fenster tragen, damit ich an die Schieber rankam, und dann habe ich sie ganz präzise so gestellt, dass ein ovaler Lichtkegel auf dem Gelb im Linoleum war.

«Was tust du immer mit den Läden?», hat meine Mutter gefragt.

«Ich mache farbige Eier!»

Um diese zu sehen, musste ich wieder vom Schemel runter auf den Boden und nachschauen. Wenn es noch nicht ganz stimmte, stieg ich wieder hoch, den Schieber ein bisschen nachjustieren, und dann wieder runter. Hoch und runter, bis endlich die gelben Eier fertig waren. Minutenlang konnte ich meinen Erfolg genießen, dann war die Sonne weitergewandert, ich musste wieder nach oben, sie einfangen. Ein schönes Spiel, das eine halbe Ewigkeit dauerte.

Nachdem meine Eltern mich dabei beobachtet hatten, sind sie auf die Idee gekommen, mir bunte Mosaiksteinchen zu schenken und später einen Bilderbaukasten, der aus Würfeln bestand, die verschiedene Motive ergaben, wenn man sie richtig legte. Auf einer Seite war die Sahara mit einem schönen Kamel, ringsherum die gelbe Wüste mit hohen Dünen, darüber blauer Himmel. Auf der Rückseite der Würfel eine Schwarzwaldlandschaft mit Kuh und Wiese. Eines Tages bin ich darauf verfallen, die Kuh in die Wüste zu bringen. Oder ich hab den grünen Tannenbaum in den afrikanischen Himmel gehängt. Es gab nichts Schöneres als diese Verwirrspiele, grünes Gras und die dreieckigen Sanddünen zu vermischen, dem Kamel einen blühenden, grellgelben Löwenzahn vor die Füße zu legen.

«Du machst es falsch, Magdalena», hieß es.

«Nein, das ist genau richtig!»

Ich war drei – und ganz sicher: Alles geht. Mit drei oder vier Jahren erlag ich auch einer anderen Sucht, die mich seither niemals losgelassen hat. Ich verfiel dem Radio. Es war ein «Körting», Modell «Miros», ein ziemlich feudales Ding, die meisten Leute mussten seinerzeit mit einem Volksempfänger vorliebnehmen. Vater kaufte es 1935 oder 1936, und ich bin mir ziemlich sicher, er tat es meinetwegen. Dieses Superradio thronte auf dem Rollladenschrank im Wohnzimmer, und ich konnte es nur mit dem Schemelchen erreichen. Vorne hatte es rotbraunes Glas, darin ein langer roter Zeiger, der sich bewegen ließ. Beim Drehen des Knopfes wanderte er nach rechts oder nach links, über seltsame, aus dem Inneren des Kastens erleuchtete Zeichen. Teils rund, teils eckig, «Buchstaben», sagte Mutter, «geschriebene Namen von Städten.» Einer fiel mir besonders auf: Bu-da-pest. Mit ihm habe ich mich angefreundet.

Es war nicht wirklich nötig für mich, den Ton aufzudrehen. Wenn ich es riskierte, musste ich damit rechnen, dass schnell ein Erwachsener sich einmischte und etwas anderes hören wollte. Mutter konnte Schlager und Tanzmusik nicht leiden, sie war ein großer Opernfan. Schnell lernte ich zwischen ernster Musik und «Scheißbradaumusk» zu unterscheiden. Klaviermusik hat mich sehr angezogen, «die mit dem heiseren Klavier», das Wort Cembalo kannte ich noch nicht. Vater wiederum mochte Marschmusik und noch lieber gar keine, Aus-Knopf gedrückt und fertig.

Manchmal brüllten Männer aus dem Radio. «Äääkch, äääkch», ein entenartiger Singsang – das war der Goebbels. Der andere hieß Adolf Hitler. «Volksgenossen!», so begann er immer. Ein Organ hatte der, wie wenn er den lieben langen Tag nichts anderes tun würde als schreien. Brüllige Stimmen machten mir Angst, also hab ich die Ohren auf Durchzug gestellt, ob es dieser Hitler «in Berlin» war, der brüllte, oder mein Vater. Wenn mich jemand gefragt hätte, welcher Mensch

meinen Ohren am angenehmsten war, hätte ich mich, ohne zu zögern, für die behagliche Stimme unseres Münsterpfarrers entschieden.

Bei gutem Wetter spielte ich oft im Garten. Dort gab es ein schmales Beet, da wuchsen Steinpflanzen, auch Phlox und zwei Rosenstöcke. Zu jeder Jahreszeit andere Blumen, mal Maiglöckle, mal Eisenhut. Unter dem Fliederstrauch Walderdbeeren und, wo es schattig war, Farne. Alles schön akkurat angeordnet von der Tante, die Evangelische hasste.

«Mach nichts kaputt, Magdalena!», rief es aus dem Fenster.

Ich musste immer damit rechnen, dass mich jemand von da oben beobachtete. Dabei bewegte ich mich im Garten ganz, ganz vorsichtig. Ich roch an den Blüten, fasste sie an. Besonders liebte ich dieses Zarte, Seidige vom Mohn. An einem Frühsommertag hab ich angefangen, Grünzeug zu essen. Begonienblüten mochte ich unheimlich gern, weil die so schön sauer waren. Das war, was ich mir holen konnte, alles andere wurde mir zugeteilt. Oft hab ich mich mit Blumen geschmückt, dieses Gefühl auf der Haut, das war das Größte. In gewisser Weise bin ich wie eine Wilde aufgewachsen. Einmal hab ich Dodo, meine Puppe, in den Hortensientopf auf der Terrasse eingepflanzt, damit sie so groß wird wie die meiner Cousine. Ich dachte, sie wächst, wenn sie im Regen steht. Und dann ist der Kopf aus Pappmaché aufgeweicht.

Bei Platzregen wurde der Hof immer zu einem gelbbraunen Drecksee, die Treppe zur Waschküche war dann ein kleiner Wasserfall. Während die Erwachsenen mit Eimern rumrannten, ruderte ich in einem kleinen Holzbottich umher, oder ich zog mir leere Farbbüchsen über die Schuhe und stolperte durch die Pfützen.

Es waren einsame Spiele. Diese kindliche Einsamkeit spüre ich heute, mit siebenundsiebzig Jahren, an gewissen Tagen immer noch. Stärker als diese war jedoch der Übermut, das immer Neue, das da draußen und überall auf mich wartete.

Einen Riss bekam meine Welt erst, als mein Bruder geboren wurde und ich kein Einzelkind mehr war, im Sommer 1936.

Die neue Zeit beginnt mit einer seltsamen Szene: Ich sitze in der Schaukel, meiner Schaukel. Mutter ist schon ins Krankenhaus gebracht worden, und eine fremde Frau ist da zum Kochen und Putzen und um mich zu beaufsichtigen. Gerade zieht sie im Schlafzimmer die Betten ab, bemerkt nicht, dass ich entwischt und in die Schaukel geklettert bin. Niemand hat den Schieber vorne zugemacht, und so schaukle ich und schaukle, wild wie gewohnt, und fliege mit dem Kopf zuerst auf den eisernen Fußabkratzer. «Du blutest ja!», schreit die fremde Frau entsetzt. Sie ist meinem Schmerzensschrei gefolgt (im Krieg, im Schwarzwald, werde ich zum ersten Mal einen Esel jämmerlich schreien hören und mich an diesen Julitag 1936 erinnern) und ist nach draußen zu mir gestürzt, das abgezogene Kissen im Arm. Während sie nach meiner Wunde sieht, starre ich auf das große rote Inlet und denke: So viel Blut! Und das ist mein Blut, das in solcher Menge von mir läuft. Meine Verletzung war nicht wirklich böse, eine Platzwunde nur, die sich unter meinen Strubbelhaaren verstecken ließ, sie schmerzte nicht lange. Doch fortan war alles anders: Im Garten stand ein Kinderwagen mit dem schreienden Peter.

Er war ein Junge. Er war blond. Er hatte «gute Äugle».

## JANUAR

*Sebastianstag 2010. Es poltert. Schranktüren klappen auf, klappen zu. Beinahe wütend klingt es. Wieso ist Konrad um Mitternacht auf dem Speicher? Später höre ich seine Stiefel im Schnee, er stapft am Gewächshaus vorbei. Bei jedem Schritt ein kleines Krachen, krrrk, krrrk, also ist die Schneedecke überfrozen. Jetzt macht er einen Bogen um den alten Apfelbaum herum. Was tut er bloß? Mit einem Mal dämmert es mir, natürlich, das ist es, das ist mein Konrad: Er hat da oben im Dunkel alte Wintermäntel rausgesucht, um die Päonien vor dem schärfer werdenden Nachtfrost zu schützen.*

*Am anderen Morgen stürzt er, sobald es hell ist, hinaus. Ich hinterher, ganz langsam. Im Winter muss ich draußen besonders achtgeben. Nicht so sehr wegen der Füße, die kennen unsere zweitausend Quadratmeter Garten in- und auswendig – die hohe Türschwelle zur Terrasse, die rauen Platten. Auf dem verschneiten Rasen kann ich mich, wenn nötig, an Bäumen festhalten, weiter hinten am Steintisch. Schwieriger als der rutschige Untergrund ist für mich das Weiß, das Gleifen des Schnees. Da ist kein Kontrast mehr, nicht ein klein wenig Farbe, die meinem Auge Orientierung geben würde.*

*Vor ein paar Jahren habe ich noch geahnt, wie der Apfelbaum seine Zweige in den kalten Himmel reckt. Baumsilhouetten waren für mich immer die schönsten Winterbilder. Die Bäume erschienen mir in dieser Jahreszeit viel größer, zwischen dem Dunkel von Stamm und Ästen leuchtete es weiß oder hellblau oder knallblau, und ich konnte sogar erkennen, wo die Sonne hängt, manchmal war auch der Mond da. Gelbrot und voll mochte ich ihn besonders.*

*Neben dem Steintisch blüht schon die Hamamelis. Ich rieche sie. Ihr Duft weckt Erinnerungen an ein Bild von früher: gelbe, spinnenartige Büschelchen, in der Mitte rostrot. Vor mir, etwa zwei Körperlängen entfernt, ist Konrad. Er hat die Mäntel über den Päonien gelüpf. Seinem ruhigen Hantieren nach zu urteilen sind sie unbeschadet über die Nacht gekommen. Ich wüsste zu gern, ob er mich anschaut.*

*Als Kind reichte mein Sehen immerhin für Schneeballschlachten. «Wie machst du das nur, dass du uns triffst, Magdalena?» – «Wenn ihr schwätzt, weiß ich genau, wo ihr seid.» Ich habe immer auf den unteren Bereich des Körpers gezielt, nie in Richtung Gesicht. Das Beste am Schnee ist das Spontane: Einer schmeißt sich rein, der Nächste daneben, sofort ist eine Rauferei im Gange. Im Schnee ist sie selten böse. Vom Geschrei angelockt, kommen andere Buben und Mädle, und dann fliegen die Bälle. Wir waren oft zwanzig, dreißig Kinder, damals, in Freiburg.*

*Der Januar ist der große Vorlesemonat, das ist geblieben. Gerade ist wieder der «Oblomow» von Iwan Gontscharow dran, schon zum zweiten oder dritten Mal im Leben. Ein Buch, das so richtig zur Jahreszeit passt, von einem faulen russischen Adeligen, der gern Winterschlaf hält. Jeden Abend liest Konrad daraus vor. Zwischendurch veranstaltet er seine Kerzenorgien – in einer alten Ofenkachel Stumpfen verheizen, das liebt er, einen nach dem anderen.*

*Ich bin ein Januarkind.*

*Fast wäre ich in diesem Januar 2010 gestorben.*